

Weiter macht sich Stoderl folgende Worte Höpfls¹⁾ zu eigen: Man kann indes in den profanwissenschaftlichen Notizen der Heiligen Schrift auch eine gewisse relative Wahrheit finden; sie sind wahr, insofern sie der entsprechende Ausdruck der in jener Zeit herrschenden Vorstellungen sind und ein geeignetes Mittel bildeten, um die göttliche Offenbarung auch dem schlichten Volkssinn zugänglich zu machen. Von „Wahrheit dem Augenscheine nach“ darf man jedoch nur bei naturwissenschaftlichen Angaben reden, nicht aber nach der Enzyklika *Spiritus Paraclitus*, wenn geschichtliche Dinge in Betracht kommen.²⁾

Die Bibel ist zu sehr von ewigen Gedanken getragen, als daß sich in ihr eine festgefügte, ausgebauten Chronologie der Urgeschichte erwarten ließe. Auch die Ziffern der Heiligen Schrift dienen Heilzwecken, auch ihre Zahlen reden eine übernatürliche Sprache. Was wollen die Angaben der hohen Lebensalter der Urväter? Ueber 900 Jahre lebte Adam, dessen Auge das Paradies geschaut, an dessen Ohr das Wort Gottes geklungen, dessen Mund zu Gott gesprochen, Adam, der vernommen das Protoevangelium. Ueber 900 Jahre konnte er die Uroffenbarung mitteilen seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln . . ., seinen Nachkommen. Und diese wieder konnten die Uroffenbarung ihren Nachkommen überliefern unter Berufung auf den Stammvater Adam, unter Berufung auf solche, die sie aus sicherer Quelle erhalten hatten. Damit ist entkräftet der Einwand, die biblische Urgeschichte sei Sage, da die Uroffenbarung, wenn es eine solche gegeben, notwendig habe verloren gehen müssen. Was wollen die allmählich sinkenden hohen Zahlen, mit denen wir uns beschäftigt? Aus ihnen leuchtet allmählich verblassender „Nachglanz der Paradiesesherrlichkeit“. Nicht plötzlich erlosch die Urkraft des Menschen, den Gott geschaffen für die Unsterblichkeit.

Das heidnische Rostkultwesen und seine Verschriftlichung durch die römische Kirche.

Von Dr theol. Rudolf Hindringer, Prälat und Auditor am Gerichtshof der S. Rota in Rom.

Goethe schreibt in seiner „Italiänischen Reise“ am 18. Jänner 1787 Folgendes: „Gestern als am Feste des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen lustigen Tag; es war das schönste Wetter von

¹⁾ E. 150 f.

²⁾ Vgl. Linder, Die absolute Wahrheit der Heil. Schrift nach der Lehre der Enzyklika Papst Benedikts XV. „*Spiritus Paraclitus*“: Zeitschrift für kath. Theologie 1922, 254 ff. — In „*Stimmen der Zeit*“ 1925, 8. Heft, kündigt Rugler einen Artikel an, der die Zahlenchwierigkeiten behandeln wird, die sich aus der biblischen Urgeschichte ergeben. Er wird jedenfalls eine neue Lösung bieten. Sanda freilich meint: „Auf Ernuierung des ursprünglichen Zahlensystems ist am besten einfach zu verzichten.“ (Moses und der Pentateuch. Münster i. W. 1924, 166.)

der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt sich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Kultus oder ihre Spekulationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß sie auch die Tiere einigermaßen geistlicher Begünstigungen theilhaft werden ließen. Sankt Anton der Abt oder Bischof ist Patron der vierfüßigen Geschöpfe, sein Fest ein Saturnalischer Feiertag für die sonst belasteten Tiere, sowie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrschaften müssen heute zu Hause bleiben, oder zu Fuß gehen, man verfehlt niemals bedenkliche Geschichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutscher an diesem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle gestraft worden.

Die Kirche liegt an einem so weitschichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte, heute ist er aber auf das lustigste belebt, Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern schön, ja prächtig eingeflochten zu schauen werden vor die kleine, von der Kirche etwas absteigende Capelle geführt, wo ein Priester, mit einem großen Wedel versehen, das Weihwasser, das in Butten und Kübeln vor ihm steht, nicht schonend, auf die muntern Geschöpfe derb losspritzt, manchmal sogar schalkhaft, um sie zu reizen. Undächtige Kutscher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrschaften senden Almosen und Geschenke, damit die kostbaren, nützlichen Thiere, ein Jahr über, vor allem Unfall sicher bleiben mögen. Esel und Hornvieh, ihren Besitzern ebenso nützlich und werth, nehmen gleichfalls an diesem Segen ihr beschieden Theil. . . .“

Die Tierbenediction, von der hier die Rede ist, wird heute noch in Rom nächst S. Maria Maggiore auf dem esquilinischen Hügel am 17. Jänner, dem Feste des heiligen Einsiedlers Antonius, gehalten; von dem aufgelaassenen Kirchlein des Heiligen ist sie seit Jahren vor die nur wenige Schritte entfernte Kirche S. Eusebio verlegt worden.

Mit der angegebenen, heiter bewegten Schilderung berührt Goethe das festesfrohe und volkstündlich wie kirchengeschichtlich hochinteressante Bereich der kirchlichen Pferdebenedictionen, der Unritte und Leonhardifahrten, wie sie heute noch im ganzen mitteleuropäischen Kulturkreis, zumal aber in Oesterreich und im stammverwandten Altbayern üblich sind. Freilich, die historische Begründung, die Goethe diesen kirchlichen Segnungen gibt, ist nach dem Stande der heutigen wissenschaftlichen Volkskunde nicht mehr haltbar. Es ist nicht so, daß die katholische Kirche zuletzt dahin gelangte, ihren Kultus oder ihre Spekulationen auch auf das Tierreich auszudehnen und „auch die Tiere einigermaßen geistlicher Begünstigungen theilhaftig werden zu lassen“. Vielmehr fand die Kirche bei ihrem Zusammenstoß mit dem Heidentum das Tierreich, vor allem das Roß, schon in das Kultleben einbezogen. Sie war also veranlaßt, zu dieser gegebenen Tatsache Stellung zu nehmen. Welche Grundsätze sie hiebei geleitet haben und wie ihr auch in dieser Beziehung dank der ihr von ihrem

göttlichen Stifter anvertrauten Heilskräfte die Höhenführung der Völker gelang, soll im Folgenden dargestellt werden. Zuvor aber mögen ein paar Proben für die divinatorische Bedeutung des Pferdes in alten Zeiten Platz finden und so Einblick und Uebersicht für unser Thema geben!

I.

Heilige Pferde gehören zum Gemeingut heidnischen Sakralwesens. Nach dem Berichte des Herodot (Hist. lib. VII, cap. 40) waren die zehn heiligen nissäischen Pferde aufs schönste geschmückt, als der Perserkönig von seiner Residenz Sardes zum Feldzug gegen Griechenland aufbrach. Nach diesen heiligen Pferden kam der Wagen des Zeus, der von acht Schimmeln gezogen war. Auch diese Rosse galten für heilig. Daher mußte der Wagenlenker mit dem Zügel zu Fuß dem Gespann folgen. Als dritte Gruppe schritten nochmals heilige nissäische Pferde einher; sie zogen den Wagen des Keres. — Die Römer sahen den Triumphator auf weißem Pferde einreiten (Livius V, 23. 5; 28. 1; Suetonius, De vita Caesarum; Domitianus 2, 1), wie ein Triumphator kommt nach ihrer Naturanschauung der Morgenstern auf einem Schimmel daher (Ovid, Met. 15, 189), dem Herrscher war ein Biergespann weißer Pferde vorbehalten (Livius XXIV, 5. 4). Den Vorzug des Rittes auf einem Schimmel hatten selbst die Päpste für ihre festlichen Züge übernommen. So wird berichtet, daß Papst Alexander III. im Jahre 1176 beim Morgengrauen „nach römischer Sitte“ (de Romano more) auf einem Schimmel in die Stadt Zara eingezogen sei.¹⁾ Der Ritt auf einem Schimmel wurde durch päpstliches Privileg Bischöfen zuerkannt; z. B. verließ am 24. August 877 Papst Johann VIII. (872 bis 888) dem Bischof von Ticinum (Pavia) das Recht, am Palmsonntag und am Ostermontag auf einem Schimmel mit der Prozession zu reiten.²⁾

Nachrichten von Pferdeopfern finden sich ebenfalls schon aus alter Zeit. Nach Herodot (Hist. lib. IV, cap. 61) opferten die Scythen Pferde und beobachteten beim Königsbegräbnis ein eigenartiges Zeremoniell, indem sie fünfzig der vorzüglichsten Pferde erdrosselten, ihnen die Eingeweide ausnahmen, die toten Tiere mit Holzvorrichtungen wieder aufhoben und dann im Halbkreis um die Königsleiche aufstellten (ebenda IV, 72). Auch dem Flusse Strymon wurden Pferdeopfer dargebracht, indem die Magier „in den Fluß hinein“ weiße Rosse schlachteten (ebenda VII, 113).

Aus den angeführten Stellen erhellt bereits, daß dem weißen Roß, dem Schimmel, eine besondere Bedeutung zugeschrieben ward. Noch klarer ergibt sich das, wenn beachtet wird, daß gerade dem

¹⁾ L. Duchesne, Liber Pontificalis II Paris 1892, p. 437.

²⁾ Paulus Fridolinus Kehr, Italia Pontificia VI, 1. Berolini 1913, p. 174 s.

Schimmel sakrale Kraftbegabung, die Fähigkeit der „Weisung“ zugeeignet wurde. Wiederum ist vor allem bei Herodot von einem weisenden Pferd die Sprache: Ueber die Art und Weise der Königswahl hatten die Perser beschlossen, daß derjenige die Herrschaft bekommen solle, dessen Pferd bei Sonnenaufgang als erstes beim Ausritt vor der Stadt wiehere. Freilich hat der große Piffikus von einem Stallknecht des Darius sich diese Sache zu nütze gemacht, indem er das Pferd seines Herrn zum Wiehern an jenem Platze dressierte, wofür er denn auch zugleich mit dem König auf einem steinernen Denkmal durch die Inschrift verewigt wurde: „Darius, der Sohn des Hystapes, hat durch seines Pferdes Tüchtigkeit und durch die Kunst seines Stallmeisters Dibares die Herrschaft über die Perser erlangt“ (Herod., Histor. lib. III, cap. 85—88). Während hier das Pferd seine Weisung durch Wiehern gab, spricht es ein andermal durch Hufschlag. Noch zur Zeit Ciceros wurde am See Regillus die Hufspur vom siegweisenden Pferde des Castor gezeigt (Cic. de nat. deori III, 11).

Welch hoher Wertung im Kultleben der Alten Deutschen die Rosse und unter diesen vor allem die Schimmel sich erfreuten, ist in Kap. 10 der „Germania“ des Tacitus gebucht, der schreibt, daß es zu den Eigentümlichkeiten des Volkes gehöre, die Witterungen und Vorausahnungen von Rossen auszuforschen, ihr Wiehern und Schnauben abzuhorchen, solch weisende Pferde namentlich die Schimmel, eigens zu hegen, sie von profanen Diensten zu befreien und sie nur dem Priester und Stammesoberhaupt (sacerdos et rex) anzuvertrauen. Von einer Weisung durch Hufschlag berichtet Tacitus nichts. Aber die Germanen kannten sie, wie zahlreiche Sagen und vielleicht auch der heute noch da und dort anzutreffende Ortsname „Hufschlag“ bekunden.¹⁾ Unter den Hufschlagsagen ist die doppelte Lesart von einer wunderbaren Wasserversorgung des Heeres Karls des Großen einer besonderen Beachtung wert: Karl der Große hatte die Irmenul zerstört und litt mit seinem Heere Durst. Plötzlich brach der versiegte Bullerborn bei Altenbeken los und spendete so viel Wasser, daß das ganze Heer gelabt werden konnte.²⁾ Das Vorkommnis scheint historisch zu sein. Die Naturwissenschaft erklärt es mit einer sogenannten intermittierenden Quelle, welche zeitweilig mit dem Wasserzufluß aussetzt, dann aber mit neuer Kraft hervorbricht. Der Volksglaube aber erging sich nicht in naturwissenschaftlichen Ueberlegungen — die einen erkannten in dem Begebnis eine besondere Gnade Gottes, die anderen sagten, der Hufschlag von Karls des Großen Pferd habe die Quelle aus dem Boden erweckt.

¹⁾ Vgl. Georg Schierghofer und Rudolf Hindringer, Hufschlag, in „Heimatbilder aus dem Chiemgau“. Traunstein 1924. Nr. 37 und 38.

²⁾ Wilhelm Uhlmann-Wixterheide, Westfalen's Sagenbuch. 4. Aufl. Dortmund 1922. S. 194 bis 201.

Haben wir es hier nicht mit einer christlichen und mit einer abergläubisch-heidnischen Erklärungsweise des Vorfalles zu tun? Wir werden im Folgenden noch auf den Fall zu sprechen kommen. — Daß unter dem Hufschlag eines heiligen Rosses eine Quelle hervorgesprudelt sei, wird auch von Widukinds Pferd gesagt. Eine gleiche Sage erzählt man sich von Bergkirchen im Egge- (Miehe-) Gebirge, wo in einem streitenden Brüderpaar der eine erst dann an die versöhnliche Gesinnung des anderen glaubte, als unter dem Hufschlag des einen Pferdes Wasser aus dem Felsen sprang.¹⁾ — Auf der gleichen Linie stehen die Sagen, die vom Stillestehen oder Niederknien eines Pferdes berichten, um so die göttliche Weisung für einen Kirchenbau oder sonstwie für die Weihe einer Vertlichkeit zu vermitteln. Solche Sagen spielen in Kirchberg in Tirol, in Biberach-Kreuzberg in Schwaben u. a. Der Klosterprälat von Ettal in Oberbayern führt heute noch einen knienden Schimmel im Wappen, weil die Sage geht, daß das Pferd des Kaisers Ludwig des Bayern dort durch Niederknien die Stelle zu erkennen gegeben habe, an der das vom Kaiser aus Italien mitgebrachte Muttergottesbild seine Heimstätte finden sollte. Eine Analogie zum deutschen Hufschlag und zu den damit verbundenen Sagen haben wir heute noch in Rom. Dort bezeichnet ein Platz „Scossacavalli“ (Hufschlag) die Stelle, wo die Rosse nicht mehr weiterzubringen waren, die im Auftrag der Kaiserin Helena den Opferstein des Tempels von Jerusalem in die St.-Peters-Basilika schleppen sollten.

Die Nachricht, daß auch die Germanen Pferdeopfer hatten und insbesondere den Pferdekopf (das „Roß-Haupt“) als Opfergabe bevorzugten, verdanken wir wiederum Tacitus. Wie Grimm²⁾ und Schierghofer³⁾ mit guten Gründen annehmen, ist aus Ann. lib. I, cap. 61 zu schließen, daß die Germanen nach der Hermannsschlacht im Jahre 9 n. Chr. zugleich mit dem Rüstzeug der getöteten Feinde Streitrosse und Pferdehäupter den Göttern zum Opfer darbrachten. Eine unbewußte Erinnerung an ursprüngliche Pferdeopfer sind wohl auch die vielfach an Wallfahrtsorten gesehenen kleinen wächsernen, eisernen, hölzernen, zuweilen sogar silbernen und goldenen Rößlein. In Aigen am Inn und anderswo schreitet der Pferdebesitzer dreimal um den Altar oder um die Kirche, bevor er das Rößlein opfert, das also hier als Substitut des lebenden Pferdes zu denken ist.⁴⁾

Neben Schimmelshag (zur Weisung) und Pferdeopfer war eine dritte Form des heidnisch-germanischen Roßkultes der Umritt.

¹⁾ Karl Prümer, Sagen aus Westfalen. Gütersloh 1909.

²⁾ Jakob Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausgabe. I. Bd. Göttingen 1844. S. 42 f.

³⁾ Georg Schierghofer, Umrittsbrauch und Roßsegen. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde unter besonderer Berücksichtigung Altbayerns (Sonderdruck aus „Bayerische Hefte für Volkskunde“). München 1921. S. 81.

⁴⁾ Schierghofer, a. a. O. S. 69 ff., 81 f.

Hügel, Quellen, Baumgruppen und andere heilig gehaltene Stätten wurden zu Pferde umkreist und damit „engesponnen“. Man hielt aber auch das Pferd mit medialer Kraft begabt, wobei der Umrittsbrauch zur Weihehandlung im aktiven, d. h. weihegebenden Sinn wurde.¹⁾ Mit solchen sakralen Ritten hat sich der *Indiculus superstitionum et paganiarum* (8. Jahrh.) in Art. 24 beschäftigt,²⁾ von ihnen spricht Rabanus Maurus († 856) in seiner 19. Homilie³⁾ und die nunmehr verchristlichten und unter den Segensbereich der Kirche gestellten altherkömmlichen Umritte und Leonhardifahrten, wie sie namentlich in Oesterreich und Bayern üblich sind, übermitteln die Kunde von der ehemals weittragenden Bedeutung des Rosskultes bis herein in unsere Zeiten.⁴⁾ Im Bereiche des Stiftes Tepl hat sich dabei sogar für den Ritt im Morgengrauen des Ostermontags die Vorliebe für die Schimmel erhalten.⁵⁾

Selbstverständlich darf nicht angenommen werden, daß die genannten drei hauptsächlichsten Erscheinungsformen des Rosskultes, Weisung, Opfer und Umritt, immer scheidlich getrennt voneinander vorgekommen sind. Sie waren vielmehr in der Regel die in sich verbundenen Bestandteile ein und desselben Kultes und wurden wohl an eigenen Rossweihestätten geübt. Ortsbenennungen wie „Rosshaupten“, „Tierhaupten“, auch die „Stephans-“ und „Martinskirchen“, sowie andere nach heiligen Rossschutzherren benannte Kirchplätze bewahren daran die Erinnerung. Im Verlauf der Ueberlieferung und Forttragung des sich immer mehr verchristlichenden Kultes wurde dann je nach ihrer Vollständigkeit oder aus anderen, einer eigenen Untersuchung würdigen Geschehnissen die eine oder andere der erwähnten drei Erscheinungsformen zurückgelassen, so daß sich auf unsere Zeiten meist nur eine derselben auf ihrem alten Boden erhalten hat: von der ersten die einigen Orten anhaftende Sage von weisenden Pferden, von der zweiten die da und dort an den Festtagen der Rossschutzherren und Viehpatrone gebräuchlichen Tier- und Viktualienopfer, die Gabenspenden zum Festschmaus, auch die Oblationen von Botivgaben zur Erwirkung des himmlischen Segens für Rosß und Vieh, von der dritten endlich der Umritt oder die Umfahrt, wie sie sich allenthalben im Lande finden.

Seiner Verbreitung nach gehört der Rosskult als Eigentümlichkeit den ehemals von der gesamten indogermanischen Rasse geübten Kulturen an. So ist es gar nicht anders zu erwarten, als daß

¹⁾ Schierghofer, a. a. O. S. 86 ff.

²⁾ Mon. Germ. hist. leg. II., *Capitularia Regum Franc.*, ed. Alfredus Boretius, Tom. I. Hannover 1883. S. 223.

³⁾ Migne, p. I. 110, 38.

⁴⁾ Vgl. Josef Straßer, *Salzburgs Pferde in älterer Zeit*, in „Salzburger Bauernbundeskalender“ 1917, S. 76 ff. und Georg Schierghofer, *Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten*. München 1913.

⁵⁾ Liebenswürdige Mitteilung des hochwürdigsten Herrn Abtes Doktor Hilbert Helmer von Stift Tepl.

Umritte und Pferdebenediktionen in Italien und Frankreich ebenso wie in Süd-, Nord- und Westdeutschland auch heute noch angetroffen werden. Was die Germanen anlangt, so war bei ihnen „ohne Zweifel der Roßkult ein allgemein gebrauchtes Mittel zur Verehrung, Versöhnung und Gnädigstimmung der höheren, unsichtbaren Mächte“.¹⁾ Dies ist heute retrospektiv mit der großen Anzahl von Umritten zu beweisen, wie sie dort, wo die Germanen sozusagen am festesten auf der heimischen Scholle sitzen, in Süddeutschland, angetroffen werden. Unter den von Dr Schierghofer hier nachgewiesenen Umritten, etwa 300 an der Zahl, erfreuen sich die des österreichischen Innviertels (Ostermiething, St. Radegund u. s. w.), dann der am Ostermontag in Traunstein (Oberbayern) stattfindende Georgiritt, die Leonhardifahrt in Tölz (Oberbayern), der Pfingstritt in Rötting (Niederbayern) und der Blutritt in Weingarten (Württemberg) heute des größten Ansehens. Italien hat den Brauch am glänzendsten im „Palio“ von Siena bewahrt. Er hat sich hier als Festzug und Wettrennen²⁾ der 17 städtischen Kontraden erhalten. Das farbenfrohe Bild ist stilgerecht in die toskanische Gotik der Stadt, ihres Doms und ihrer Paläste und Türme eingefügt. Die Benediktion von Roß und Reiter (fantino) wird in dem jeder Kontrade eigentümlichen Oratorio vor dem Wettritt gegeben, das Pferd wird also in die Kirche hinein, und zwar bis zum Hochaltar geführt. Der Name „Palio“ ist nur figürlich für das Wettrennen und für den Siegespreis, eine gestickte Kirchenfahne, gebraucht. Ursprünglich heißt „Palio“ Mantel. Der Siegespreis war denn früher auch ein kostbarer Mantel, wohl ähnlich dem, wie ihn die Führer einiger Kontraden heute noch tragen. Warum war aber der Siegespreis gerade ein Mantel? Sollten Zusammenhänge mit der nahen Kirche des heiligen Martin bestehen und auf eine mit dem Patrozinium des heiligen Schimmelreiters und Mantelträgers verchristlichte Kultstätte einer reitenden und mantelschwingenden Gottheit, etwa auf Ziu (Mars) oder auf Wodan, den Schlachten- und Siegesgott,³⁾ zurückweisen?

Wo wir nun immer auch solcherlei Bräuche betrachten und wieviel sie auch von ihrer Ursprünglichkeit verloren haben mögen, immer steht in ihrem Mittelpunkt das Roß. Warum nun aber gerade das Roß und nicht auch ein anderes Haustier zu solchen Ehren gekommen ist und warum sich gerade beim Roß die Divination verselbständigte und das Tier vom Dienste, den es ehemals einem Gotte leistete, in der Folge unabhängig gedacht ward, ist wohl nicht so leicht zu sagen. Vielleicht waren ästhetische Erwägungen die Veranlassung; vielleicht hat gerade das Roß mit seinem stolzen Körperbau und mit seiner starken Kraft, den Menschen „reiten“ zu lassen

¹⁾ Schierghofer, Umrittsbrauch und Roßfegen, a. a. D. S. 91.

²⁾ Ueber „Kultrennen“ siehe Schierghofer, a. a. D. S. 50 ff.

³⁾ Eugen Mogk, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1921. S. 71 und 74 ff.

und so dessen Drang nach vorwärts zu unterstützen, auf den nomadisierenden, aber auch auf den sesshaften Menschen einen Eindruck gemacht. Jedenfalls ist die Verselbständigung des Rosskultes eine spätere Entwicklungsform, der eine Heilighaltung der Pferde aus dem Motive vorausging, daß sie Göttertiere waren und daß das Volk sich seine Götter beritten dachte. Dieses Motiv wäre auch religionsgeschichtlich gerechtfertigt, weil der Glaube an die Götter der Tendenz der Spaltung und Trennung, der Absonderung und Verselbständigung unterlag — also erst der germanische Gott auf dem Ros, dann auf dem heiligen Ros, endlich das heilige Ros ohne den Himmels-gott, den es bisher trug! — In dem mittleren Stadium, also als Weihetiere der Gottheit, übertrafen die Pferde noch kaum andere Opfertiere; sie standen wohl damals, wenigstens zu Anfang der Entwicklungsperiode, auf gleicher Stufe wie die Opfertiere überhaupt — merkwürdig aber ist, daß auch bei diesen schon die weiße Farbe einen Vorzug verlieh; so pflegte beim religiösen Bundesfest, das die Latiner auf dem Monte Cavo bei Rom alljährlich hielten, dem Jupiter ein weißer Stier geopfert zu werden.¹⁾

Für die religionskundliche Bewertung des Rosskultwesens ist endlich auf die Begleitumstände zu achten, die es bedeutungsvoll umgeben. Da ist es vor allem das Lärmen, das nicht von ungefähr geschieht. Wir begegnen ihm u. a. heute noch im „Leonhardi-Dreschen“ nach der Leonhardifahrt in Tölz (6. November), wo vor dem Brückenvirt und vor dem Kolberbräu drei Burschen ihre „Leonhardipeitschen“ in Schwung setzen und so ein weithin schallendes Peitschenknallen vollbringen; Erinnerungen daran finden sich im Werdenfeller Land (Garmisch, Partenkirchen, Mittenwald), wo zwei Bauern zu Fastnacht in gemessenem Tanzschritt mit dem „Schellen-Rülzen“ die Straßen des Marktes durchziehen; wir erkennen es in all dem Jauchzen und Johlen, Schießen und Knallen, Blasen und Knarren, ja auch im überlauten Beten und Singen, wie es bei Ritten und Flurumzügen gebräuchlich ist; der Höhegrad in solchen Bräuchen wird ohne Zweifel von der „Befana“ in Rom erreicht, wo alljährlich am Vorabend des Dreikönigtages (5. Jänner) auf dem Navonaplatz, früher Circo Agonale, sich zur abendlichen Stunde Tausende von Menschen einfänden, die alle aus Leibeskräften in dreifach gezogenem Stoß aus Blechtiben blasen und so einen ohrenbetäubenden, nicht zu beschreibenden Lärm vier bis fünf Stunden lang bis zu Mitter-

¹⁾ In Rocca di Papa am Monte Cavo ist heute noch am 17. Jänner (Antoniusstag) feierliche Pferdebenediction und zu Johanni in frühester Morgenstunde ein Ritt auf den Monte Cavo, wo unter den alten Buchen die Umrückung in dem Augenblick beginnt, da das erste Teilchen der aufgehenden Sonnenscheibe sichtbar wird. Vgl. Rudolf Hindringer, Bei den „Bayern“ in Rocca di Papa nächst Rom, in „Literarische Beilage zum Bayerischen Kurier“, München 1923, Nr. 30. Der um den Burgturm (Rocca) angesiedelte, ursprüngliche Teil der Bevölkerung heißt „bei den Bavaresi“.

nacht hervorrufen. Der Zweck dieses und allen ähnlichen Lärmens ist die Vertreibung der Dämonen, in Rom der „Befana“-Hexe.¹⁾

Andere merkwürdige und für denselben Zweck bestimmte Begleitumstände sind das Einflechten von bunten Bändern und Zöpfchen in die Pferdemähnen und -schweife, das Anbringen von Spiegeln, Messingkämmen, Metallscheiben und anderem Blendwerk am Pferdegeschirr, das Mitführen schreckhaft aussehender Vermummungen im Zuge u. s. w. Die gleiche Aufmerksamkeit verdienen die Gebäubrote, die Brezen und „Zeltl“, die bei den genannten Gelegenheiten verkauft werden, ferner die dreimalige Umreitung eines Heiligtums, die Umspannung desselben mit eisernen Ketten und viele, viele andere Dinge, die das volkstündlich geschulte Auge in den bäuerlichen Bräuchen und bei den uralten Festen des Volkes sieht, prüft und als wertvolles Heimatgut beachtet.

II.

Wie hat nun die Kirche gegen den Rosskult Stellung genommen, den sie in der geschilderten dreifachen Ausdrucksform, als Rossehege für die sakrale Weisung, als Opferweihe und als kultischen Mitt, angetroffen hat? Wir betreten damit ein Gebiet der Kirchengeschichte, aus dem uns die Weisheit der Kirche in der Erziehung und seelischen Höhenführung der Völker klar und bewundernswert entgegenleuchtet. Wir sehen, wie Güte, die nie zur Schwachheit wird, und Kraft, die mit unwirker Gewalt nichts gemein hat, sich zu dem großen Werk der kirchlichen Missionstätigkeit verbünden. Hierbei gewährt einen besonderen Reiz die Beobachtung, wie die kirchliche Mission die in der Menschenseele und insbesondere in den Vorstellungen des Menschen über sein Verhältnis zur Gottheit schlummernde natürliche Wahrheit zu wecken verstand, wie sie im religiösen Leben der Völker die Medulla der Uroffenbarung bloßlegte und die von Natur aus für Gott veranlagte Seele aufdeckte, dabei mit linder Hand das überwuchernde Rank- und Wurzelwerk von Jahrhunderten entfernend und im Geiste eines gesunden Konservativismus auf das Althergebrachte vernünftige Rücksicht nehmend.

Als Dokument, das für die bei der Einführung des Christentums beobachteten Grundsätze maßgebend ist, muß vor allem ein Brief des Papstes Gregor des Großen an den Abt Mellitus aus dem Jahre 601 hervorgehoben werden.²⁾ Abt Mellitus sollte dem heiligen Augustinus in England sagen, daß bei der Missionierung des Landes zwar die Idole der Heiden vernichtet, nicht aber die Tempel und heiligen Stätten zerstört werden dürften; denn diese sei das

¹⁾ Ueber das „Schreckerl“ und „Schreckenläuten“ in der Heiligen Nacht siehe „Bayerland“ XXII., Nr. 12.

²⁾ Mon. Germ. hist. Ep. Tom. II., Pars I. Berlin 1893, p. 331 (Ludovicus M. Hartmann, Gregorii I. Papae Registrum Epistolarum II, 1. Berlin 1893. p. 331).

Volk gewohnt und dort soll es nun den einen wahren Gott verehren. Ebenso dürften die üblichen Naturfeste und Schmausereien des Volkes beibehalten werden, wenn nur darüber nicht das Lob Gottes übersehen werde. Es sei unmöglich, diesen hartsinnigen Menschen alles auf einmal abzugewöhnen, schrittweise, nicht im Sprung müsse vorgegangen werden („... duris mentibus simul omnia abscidere impossibile esse non dubium est, quia is qui summum locum ascendere nititur gradibus vel passibus, non autem saltibus elevatur“). Anzunehmen, daß diese Methode bloß praktische Gründe empfohlen hätten, verbietet schon die Erinnerung an die hochragende Papstgestalt eines Gregors des Großen. Vielmehr steht wie immer beim vernünftigen Handeln so auch hier hinter dem praktischen Leitsatz die ratio, die grundlegende Idee. „Wie der kluge Erzieher dem Kinde das einfältige Spiel nicht verbietet, sondern höchstens, wo es nötig ist, dem Spiel die gewünschte Bedeutung und einen vernünftigen Inhalt verleiht, so sah sich auch die Kirche nicht veranlaßt, Sitten und Feste, die ganz mit dem Leben und Weben des Volkes verwachsen waren, einfach abzuschaffen. Sie ging dabei auch von der Erwägung aus, daß ja die ganze Menschheit im Besitz einer ersten Offenbarung war und daß sich hier und dort ganz gewiß Erkenntnisse aus der Uroffenbarung, wenn auch oft in grober Entstellung, erhalten haben und in religiösen Handlungen des Volkes ihren lebendigen Ausdruck finden.“¹⁾ „Nicht trockenen Verstandesmenschen sahen sich die fränkischen und irisch-schottischen Missionäre des 7. und 8. Jahrhunderts gegenübergestellt, als sie sich anschickten das Land nordwärts der Alpen dem Christentum zu gewinnen, sondern gemütsvollen Naturkinder . . .“²⁾

Ein sprechendes Beispiel für diese aus einer hohen Idee hervorgequellende Verchristlichungsmethode bietet die Art und Weise, wie die Kirche die erste der genannten Kategorien des Volkstums auf ihren Feingehalt zurückgeführt hat: den Glauben an die weisenden Pferde. Wir haben oben bei dem Beispiel von dem Wasserfund der Mannen Karls des Großen bereits erwähnt, daß die christliche Lesart der Sage das wunderbare Ergebnis auf eine besondere Gnadenwirkung Gottes zurückführt. Gottes außerordentlicher Gnadenbeistand wird aber vorzüglich den reinen Seelen zuteil: „Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt“ (1. Joh 5, 4). Als Sinnbild dieser weltbezwingenden Reinheit, der bewußten Jungfräulichkeit und siegreichen Keuschheit wählte die Kirche das Einhorn und auch das weiße Roß, den Schimmel, paßte sich also dabei der

¹⁾ Hans Rheinfelder, Ueber das Fortleben der antiken Götter im christlichen Rom, in „Literarische Beilage zum Bayerischen Kurier“. München 1924, Nr. 14.

²⁾ Ludwig Fischer, Katholische Kirche und Volksleben in Bayern, in „Die Kulturarbeit der katholischen Kirche in Bayern“ von Michael Buchberger. München 1920. S. 259.

Vorstellung an, daß die weiße Farbe der Ausdruck der inneren Unversehrtheit und Makellosigkeit sei. Der Dolmetsch dieser Auffassung ist wiederum der heilige Gregor der Große, der vom Einhorn berichtet, daß es seine Wildheit verliere und leicht erlegt werden könne, wenn es seinen Kopf in den Schoß eines jungfräulichen Mädchens lege.¹⁾ In Rom entquillt der Fontana di Trevi die köstliche „Acqua Vergine“. Woher die Benennung kommt, zeigt ein Steinrelief an diesem größten und schönsten Brunnen der Stadt: eine Jungfrau weist den durstigen Soldaten Agrippas die Quelle; der reine, helle Sinn der Jungfrau vermochte gleichsam das Finstere der Erde zu durchdringen und so den herrlichen Quell aufzudecken, dem die Soldaten nach einigen Spatenhieben schon freien Lauf schaffen konnten. Die zahlreichen Marien-, Liebfrauen- oder Gnadenbrunnlein in einsamen Waldgründen und insbesondere bei Orten, die einen Rosseschutzherrn zum Patrozinium haben wie Leonhardspfrungen bei Rosenheim am Inn, Maria Bichl bei Oberndorf an der Salzach, Annabrunn bei Schwindegg in Oberbayern, Weißenlinden bei Bad Nibling und andere erinnern heute noch an den Ursprung, den sie nach dem natürlich-frommen Glauben des Volkes genommen haben.

Eine ähnliche Bewertung muß dem „Pearlschützen“ (Nigen am Inn, Siegertsbrunn bei München u. s. w.), dem von Burschen und Mädchen geübten „Gaimon-“ oder „Irmehopsen“ (Bischofsmais im bayerischen Wald) und ähnlichen Kraftleistungen zugesprochen werden. Hier gilt das Lupfen und Heben, Schwingen und Schützen eines Klotzes, zumal einer Leonhardsfigur (Pearl, Lindl) oder Steines (in S. Martino ai monti in Rom am 11. November von mir selbst beobachtet) als Kraft- und Gewissensprobe, die nur Unbescholtenen gelingen kann; es ist aber auch ritueller Akt beim Eintritt ins Reifealter.

Unbrauchbar für eine Verchristlichung war naturgemäß die Weisung aus Schnauben und Wiehern; sie wurde mit noch Schlimmerem in Art. 13 des erwähnten *Indiculus superstitionum et paganarum* (de auguriis vel avium vel equorum vel bovm stercora vel sternutationes) verboten.

Ebenso wenig war eine metaphorische Umdeutung des Opfergebrauches möglich. Mir ist es unzweifelhaft, daß die Missionäre die heiligste Eucharistie in den Mittelpunkt ihrer Predigt und ihrer ganzen herzerneuernden Arbeit gestellt haben. Anders wäre mir ein c. 6 jenes um die Mitte des 8. Jahrhunderts abgehaltenen, nach Zeit und Ort sonst unbekannten „bayerischen Konzils“ unverständlich, das als zu erreichendes Ziel den Empfang der heiligen Kommunion für jeden Sonntag während der heiligen Messe fordert

¹⁾ S. Gregorii Magni *Moralium* Lib. XXXI, in cap. XXXIX B. Job; Migne, p. I. 76, 589. — Zur Frage vgl. Rudolf Hindringer, Schimmel und Einhorn, eine religionskundliche Studie, in „Literarische Beilage zum Bayerischen Kurier“. München 1924. Nr. 21.

— letzteres aus dem Ausdruck „sanctum sacrificium sumere“ zu schließen —, wie dies bei den Griechen, Römern und Franken üblich sei.¹⁾ Daß wir es hier mit einer in der ganzen Kirchenprovinz Salzburg (errichtet i. J. 798) verlangten Praxis zu tun haben, darf mit guten Gründen angenommen werden.²⁾ Früher schon hatte die päpstliche Instruktion vom Jahre 716 den Grundsatz ausgesprochen, daß die Gemeinschaft mit dem eucharistischen Heiland (communio corporis et sanguinis domini nostri Jesu Christi) zu den Erfordernissen des christlichen Heils gehöre und daß die Erziehung zu einem eucharistischen Leben die unerläßliche Bedingung für das Gedeihen der Pastoration sei.³⁾ Bei der Einzigartigkeit des eucharistischen Opfers und bei der zentralen Stellung, die es in der christlichen Lehrverkündigung einnahm, mußte schon aus Gründen der dogmatischen Integrität jede Erklärungsweise, die eine Anpassung an bisherige Opferfeiern nahelegen konnte, vermieden werden. Lediglich die Idee des Opfers war gutzuheißen, wie sie das natürliche Verlangen des Volkes nach einer Gnädigstimmung der Gottheit, nach würdigem Gottespreis und nach vollwertiger Sühne aussprach. Durchaus unverfänglich, ja ganz und gar der Auffassung der Kirche von Recht und Gerechtigkeit entsprechend war ferner die Heiligung der Rechtsprechung und die Verbindung der Rechtspflege mit dem Gottesdienst, sowie die Abhaltung des Things an der Weihestätte, wie das bei den Germanen altes Herkommen war.⁴⁾ Ebenso konnte die Meinung des Volkes, daß die Opferfeier Gemeindeangelegenheit sei — der Sippenverband bildete zugleich eine Kultusgemeinschaft⁵⁾ —, beibehalten werden und zur Vertiefung der Lehre dienen, daß das heilige Mesopfer nicht bloß Selbstopfer Christi, sondern auch Opfer der Kirche ist. Auch gegen die an das eucharistische Opfermahl sich anschließenden, den altchristlichen Agapen gleichenden gemeinschaftlichen Mahlzeiten konnte und wollte nichts eingewendet werden, wenn sie sich in gemäßigten Formen hielten. Reste solcher Kultspeisungen haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten.⁶⁾ Hervorzuheben ist, daß diese kultischen Mahlzeiten auch im heidnischen

¹⁾ Histoire des Concils d'après les documents originaux par Charles Joseph Hefele, nouvelle traduction par Dom. H. Leclercq. Tome III, deuxième Partie. Paris 1910. p. 806 bis 814.

²⁾ Heinrich Mayer, Geschichte der Spendung der Sakramente in der alten Kirchenprovinz Salzburg (Taufe, Firmung und Kommunion), in „Zeitschrift für katholische Theologie“, 38. Jahrgang. Innsbruck 1914. S. 64 f.

³⁾ Mon. Germ. hist. Leg. III. 451 ff. — Vgl. Rudolf Hindringer, Das Quellgebiet der bayerischen Kirchenorganisation, in „Wissenschaftliche Festgabe zum zwölfhundertjährigen Jubiläum des heiligen Korbinian“, herausgegeben von Josef Schlecht. München 1924. S. 9 f.

⁴⁾ Friedrich von der Leyen, Die Götter und Göttersagen der Germanen. München 1920. S. 235.

⁵⁾ Brunner-Heymann, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte. 7. Aufl. München und Leipzig 1919. S. 9.

⁶⁾ Schierghofer, a. a. O. S. 37 ff.

Opferdienst immer nur Begleiterscheinungen, niemals die Hauptsache waren. Für die Zeit der Verchristlichung mit Hans v. Schubert von einem „Sieg des Meßgedankens über den Kommuniongedanken“¹⁾ zu reden, widerspricht schon den aus der Urkirche überkommenen Ueberlieferungen, für die die Idee des Opfers mit der des Priestertums identisch ist.²⁾

Mit der Einführung des heiligen Meßopfers und der heiligsten Eucharistie ging Hand in Hand die Bekämpfung alles dessen, was den reinen christlichen Opfergedanken hätte trüben können. Hierin liegt einer der Gründe, warum die christlichen Speisegesetze den Genuß von Pferdefleisch verboten; es war Opferfleisch und sein Genuß galt als Teilnahme am Götteropfermahl. Darum ermahnte Papst Gregor III. den heiligen Bonifatius: „Du meldest, daß einige Leute Pferde essen. Das, heiligster Bruder, lasse fürderhin um keinen Preis mehr zu, sondern bekämpfe es mit Christi Beistand auf alle Weise und lege solchen Menschen die verdiente Strafe auf; denn es ist unrein und verabscheuenswert.“³⁾ Das Geschäft des Wafenmeisters (Abdeckers, Schinders), der „gemeiniglich außer den Städten auf dem Wafen wohnt“,⁴⁾ galt im Mittelalter vielleicht auch deswegen als verächtlich, weil es in die alten Beziehungen mit der heidnischen Opferschlachtung von Pferden gebracht wurde. Die Verpönung von Pferdefleisch ist vermutlich so weit gegangen, daß sich dagegen die Menschen selbst eine geschmackliche Abneigung suggerierten — wie sollte man es sonst verstehen, daß Pferdefleisch als gemein und ekelhaft gilt? Warum wurde aber gerade der Genuß des Pferdefleisches so schwer getroffen, daß der Schlag nachzittert bis zum heutigen Tag? Es ist richtig, daß auch das Fleisch von anderen, besonders erstickten Tieren beim heidnischen Opfer genossen und deshalb von der Kirche verboten wurde.⁵⁾ Doch diese waren nichts anders als bloße Opfer für die Götter — die Pferde aber waren mehr, ihr Kult war verselbständigt, sie waren nicht bloß Opfer, sondern wurden selber vergöttert und mit einem eigenen Kult, eben dem Rosskult, geehrt! Für die Verchristlichung mußten sie also ebenso entschieden und nachdrucksam behandelt werden als wie die Götter selber.

¹⁾ Hans v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter. Tübingen 1921. S. 649 ff.

²⁾ Vgl. Pierre Batiffol, Urkirche und Katholizismus. Rempten und München 1910. S. 197 und 343.

³⁾ Briefe des heiligen Bonifatius Nr. 28. Ausgabe von Mich. Tangl. Berlin 1916.

⁴⁾ Johann Christoph Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. IV. Teil. 2. Ausgabe. Leipzig 1801. Sp. 1399.

⁵⁾ Vgl. u. a. Art. VII der im Jahre 716 nach Bayern ergangenen päpstlichen Instruktion. Mon. Germ. hist. Leg. III, 451 ff. Besprochen von Bruno Krusch in Mon. Germ. hist. Script. rer. Merow. VI, 498 ff. Siehe dazu Karl Böckenhoff, Die römische Kirche und die Speisegesetze der Bußbücher, in „Theol. Quartalschrift“, Jahrg. 88. Tübingen 1906. S. 193 ff.

Milber konnte die Kirche bei der Verchristlichung der Umritte und Umzüge verlassen. Freilich, das mysteriöse Einspinnen von Objekten und die Gewinnung von sakralen Kräften durch dreimaliges Umreiten eines Weihums konnte nicht geduldet werden. Aber die Handlung von ihres Zweckes Unart zu trennen und für sich allein bestehen zu lassen, war nicht schwer, zumal nach Beseitigung der Kenner und Vollbringer des Mysteriums, nämlich der heidnischen Priesterschaft, die als Zauberer und Wahrsager sich zwar noch lange Zeit hielt, aber sich doch nicht an die Öffentlichkeit wagen und erst recht nicht ein öffentliches Fest veranstalten durfte. So gingen denn die frohen Ritte nach wie vor an den gewohnten Vertlichkeiten und an den alten heiligen Zeiten vorstatten.

Geblichen sind vor allem die Umrittsstätten. Südlich der Donau, im alten bayerischen Siedlungsgebiet läßt sich das ohne weiteres topographisch feststellen; denn hier sind viele Umritte an die ersten Stätten der Landnahme gebunden, an die „ing“- und „ham“-Orte. Die Ritte streben dort nach alten, oft noch umfriedeten, zuweilen auch von Sagen umrauschten Kirchplätzen auf einem einsamen Hügelkegel oder verlieren sich im Waldeßschweigen, dort, wo geheimnisvoll bei der Kapelle eine Quelle murmelt oder das Zweigwerk einer Riesenlinde sich breitet. Manchmal umgibt diese Plätze noch das Grauen; denn die Kirche hat sie vor Zeiten da und dort zur Anlage der Begräbnisstätten Ehr- und Friedloser aus-ersehen. Solch ein „Armen-Sünder-Friedhof“ bestand beim Umrittskirchlein Ettendorf nächst Traunstein;¹⁾ Gerichtete und Selbstmörder, sowie ungetaufte Kinder wurden hier beerdigt. „Arme, Ausfärgte und unerkannte Tote“ wurden vor den Toren Münchens an der Stephanskirche (dort „Stephaniritt“ bis 1876) beigelegt²⁾ und in Rom war im Mittelalter bei dem von Goethe erwähnten Kirchlein des heiligen Antonius, wo die eingangs geschilderte Pferde-segung stattfand, die Begräbnisstätte der Verfehlten, der Kunst-reiter, Seiltänzer, Sklaven und des fahrenden Volkes, während man schon in vorchristlicher Zeit von dieser Vertlichkeit sich geheimnisvolle Dinge erzählte (Horat. Serm. lib. I, 8).

Geblichen sind auch die alten Termine der Rosseritte um die Zeit der Winter- und Sommer Sonnenwende und um die Zeit der zum Frühling erwachenden und im Herbst wieder vergehenden Fruchtbarkeit der Natur.³⁾ Der vordringendste Zweck der Ritte war im Wesen auch derselbe geblieben: es sollte der Segen Gottes über Roß und Vieh, über Flur und Feld, über den ganzen bäuerlichen

¹⁾ Georg Schierghofer in „Heimatbilder aus dem Chiemgau“. Traunstein 1920. S. 168.

²⁾ Franz Paul Zauner, München in Kunst und Geschichte. München 1914. S. 322; Karl Trautmann, Kulturbilder aus Alt-München III, München 1918. S. 22.

³⁾ Friedrich von der Lehen, a. a. O. S. 83.

Befiſtand erwirkt werden. Aber die Erreichung dieſes Zweckes geſchah nun in der des Menſchen würdigſten und für ihn gnadenvollſten Weiſe: durch das Gebet und die Segnung der Kirche, durch die Mahnung zur innerlichen Heiligung als der unerläßlichen Vorbedingung für die Wirkſamkeit des Gebets und der Segnung, und vorzüglich durch die Darbringung des heiligſten euchariftiſchen Opfers.

Sollte bei alledem dem Volk die Freude an ſeinen Schimmeln und ſchön geſchmückten Roſſen, die Vorliebe für Licht und Farbe genommen werden? Die Kirche war weit davon entfernt. Papſt Gregor empfahl ausdrücklic in der zitierten Paſtoralanweiſung an den Abt Mellitus, dem Volke ſeine äußerlichen Freuden zu beſaſſen, damit es um ſo leichter für die inneren empfänglich werde („... ut, dum eis aliqua exterius gaudia reſervantur, ad interiora gaudia consentire facilius valeant“). So ſah das Volk in den nunmehr verchriſtlichten Ritten die geliebten Schimmel wieder, ja dieſe hatten nun den Vorzug, die Geiſtlichkeit ſelbſt zu tragen (heute noch in Georgenzell in Niederbayern, Weingarten in Württemberg u. ſ. w.) und in den über den heidniſchen Kultſtätten errichteten chriſtlichen Kirchen und Kapellen war ihm erſt recht der Schimmel geblieben — ein Heiliger ſaß nun darauf, und zwar entſprechend dem neuen kirchlichen Heiligen- und dem alten heidniſchen Kultkalender für die Zeit der Winterſonnenwende St. Stephan (heute noch „Steffelsritte“, vgl. dazu die „Stephanskirchen“ und andere „Stephans“-Orte), für die Frühlingſopfer der heilige Georg und für das Herbfſtfeſt der heilige Martin, der ſogar auch noch Wodans roten Mantel aufwies und dadurch, daß er die Hälfte davon einem Bettler gab, in überaus ſinniger Weiſe von dem ſchreckhaften Wodan hinüberlenkte zu einer der lieblichſten Gaben, die der neue Glaube gebracht hatte: zur chriſtlichen Karitas. St. Stephan, Georg und Martin ſind die alten chriſtlichen Schimmelreiter. Die heidniſchen Sommerfeſte ſcheint die Kirche nicht mit einem eigenen heiligen Schimmelreiter patroniſiert zu haben. Vermuthlich waren dieſe Feſte im Heidentum nicht excluſiv Roßkultfeiern, ſondern allgemeine Volksveranstaltungen, die mit dem Hochſtand der Sonne ihren Höhepunkt erreichten (Johanni-Feuer; bäuerliche Feier von Johann und Paul, 26. Juni, als Inſtitium der Erntezeit; Doppelpatrozinium Vitus und Anna vielleicht in Erinnerung an eine einſt an derſelben Kultſtätte gemeinſam verehrte männliche und weibliche Gottheit).

Die Herrſchaft der chriſtlichen Schimmelreiter mag zwei bis drei Jahrhunderte gedauert haben. Dann wurde ſie vielfach abgelöst durch zwei neue Roßſchutzherren und Viehpatrone, die ſich im Volke einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuten: St. Leonhard dieſſeits und St. Antonio „il Grande“¹⁾ jenseits der Alpen.

¹⁾ So heute noch im „Diario Romano“ zum 17. Jänner; dazu die Bemerkung „si benedicono i cavalli“. — In Altbayern kommt Leonhard erſt ſeit dem 11. Jahrhundert vor. Max Faſtlinger, Das Flurpatronat

Der Einfluß dieser beiden Heiligen war so groß, daß man alte Umritze einfach nach ihnen benannte, gleichgültig ob sie mit dem Kalendardatum (17. Jänner, 6. November) zusammenfielen oder nicht. So hält man z. B. in Siegersbrunn bei München am 2. Juli eine Leonhardifahrt!

Der Eintritt dieser beiden Heiligen unter die Tierpatrone ist von der größten Bedeutung für die fortschreitende Verchristlichung des Roßkultwesens. Für ihre Erwählung zu Tierpatronen waren nämlich nicht mehr wie früher die im alten Naturkult begründeten Kultzeiten, nicht mehr ihre Schimmel oder sonstigen Attribute maßgebend, sondern einzig und allein die Wunder, die auf ihre Anrufung hin im Viehbestand des Bauern geschahen. Ihre Verehrung brauchte nicht eigens eingeführt zu werden, sie brach sich von selber Bahn; sie brauchten auch gar nicht auf ritterlichem Schimmel aufzutreten, sondern behielten ihr schlichtes Mönchsgewand. Läßt es sich heute noch ausmessen, welchen Erfolg in der Bekämpfung heidnischen Wesens das Aufkommen dieser beiden Patrozinien bedeutet? Mit ihnen war der letzte Zusammenhang mit dem Paganismus zerrissen. In ihrer reinen Majestät schritt nun die Kirche einher. Die Zeit der, selbstverständlich berechtigten, Akkomodationen war vorüber, die Kirche hatte sich durchgesetzt in der Auswirkung der ihr innewohnenden göttlichen Kräfte.¹⁾

Das Heidentum ist die Abkehr von der klaren und wahren Erkenntnis Gottes und die Verkennung der gnädigen göttlichen Willensmeinung in ihrer Herablassung zum vornehmsten Geschöpf, zum Menschen. Die Sünde und der durch sie herbeigeführte sittliche Verfall des Menschen sind die Ursache dieses Zustandes der Gottentfremdung und Gottesferne. Gleichzeitig mit der Sünde schwand der Sinn für das Geistige, das vergessen oder doch in die sinnliche Vorstellungswelt herabgezogen ward. Wie diese Dekadenz sich auch im heidnischen, voraus im germanischen Roßkultwesen wieder spiegelt, haben wir im Vorausgehenden aus einigen Proben gesehen. Wir haben aber auch beobachtet, wie die Kirche bei der Missionierung der mitteleuropäischen Länder die Scintilla ursprünglicher Unversehrtheit in der menschlichen Gotteserkenntnis zu finden und zu

der Drachenheiligen in Altbayern, in „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns“. 14. Band. München 1902. S. 181.

¹⁾ Vgl. hierzu Rudolf Hindringer, St. Leonhard, der Rosseschutzherr, in „Literarische Beilage zum Bayerischen Kurier“. München 1922. Nr. 42. — Wie schwer Nichtkatholiken selbst der besonnensten Denkart sich tun, hinter die Facies der Erscheinungen zu kommen und zwischen Synkretismus und Akkomodation zu unterscheiden, zeigt Hans v. Schubert (a. a. O. S. 687 f.), der behauptet, „es ist im Grunde Synkretismus, wenn im Merseburger Heilsspruch Christus den Pferdefuß heil macht wie Wodan, Thors Hammer und Christi Kreuz zusammenfließen, Wodan dem Erzengel Michael seine kriegerischen Züge und seine Kultstätten auf lustiger Berghöhe leiht“. Nebenbei sei hiezu bemerkt, daß der Merseburger Heilsspruch nicht als authentische kirchliche Quelle gelten kann.

einem Feuer zu entfachen wußte, in dem die heidnische Verfehrtheit verbrannt und der reinen Lohe des christlichen Glaubenslichtes freier Weg gegeben wurde. In der Ausübung dieser Mission hat die Kirche den Völkern eine Kulturwohlthat ohnegleichen erwiesen. Möge der Kirche diese Wohlthat gelohnt werden durch dankbares Festhalten an den seit alters überkommenen Umrittsbräuchen und Rosssegnungen, durch treue Pflege dieser Sitten in religiösem Sinn und geschichtsfundlich eingestelltem Verständnis, aber auch durch ungescheute Bekämpfung aller Bestrebungen, die aus hypervölkischen Gründen die Rückkehr zum germanischen Kult, zur Unter- und Unkultur längst verschwundener und überwundener Zeiten begehren!

Der physikalische Mediumismus.

Von P. Norbert Brühl C. Ss. R., Trier.

So lautet der Titel eines kürzlich erschienenen und langersehnten Buches.¹⁾ Es ist ein Band des von M. Dessoir herausgegebenen Sammelwerkes: „Der Mediumismus in Urkunden“, bildet aber ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Das Buch behandelt „Die Frage nach der Sicherheit der Beweise“ (487) für die physikalischen Erscheinungen des Okkultismus: der Fernbewegung, Erhebung von Gegenständen, Erzeugung von Geisterstoff u. s. w., nicht aber das Hellsehen, das einem eigenen Band vorbehalten ist. Das Ergebnis, um es gleich vorwegzunehmen, lautet: „Der wissenschaftsgültige Nachweis der Phänomene des sogenannten physikalischen Mediumismus ist bisher restlos gescheitert“ (489).

Der Wert des Buches ist gewährleistet durch die Verfasser, die auf diesem Gebiete wohlbewandert sind, die Erscheinungen selbst beobachtet haben und keineswegs voreingenommen sind. R. Gulat-Wellenburg war sogar vorübergehend geneigt, die beobachteten Erscheinungen für echt zu halten und hat diese seine Ansicht „mit Wärme“ bei zweifelnden Zuhörern des Münchener Freundeskreises vertreten. Ja er bot dem Medium Eva Carrière 30.000 Frs., wenn sie strengere Prüfung zuließe und „den strikten Beweis, den ich so sehr erhoffte, diesmal restlos erbringen würde“ (378). Daraus wurde freilich nichts, v. Schrenck lehnte ab.

Der Wert des Buches liegt ferner darin, daß es eine Sammlung von Urkunden ist. Es bringt geschichtliche Angaben über den Lebenslauf hervorragender Medien, Auszüge aus den bedeutendsten einschlägigen Werken, Berichte von Sitzungsteilnehmern und Sitzungsausschüssen, die sich mit der Untersuchung der Erscheinungen befaßt

¹⁾ Berlin 1925, Ullsteinverlag. Herausgegeben von Dr. med. v. Gulat-Wellenburg, Graf Karl v. Rindowstroem und Dr. med. H. Rosenbusch (498 S., 15 Tafeln). M. 16.—